

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 191.

Donnerstag, 17. August.

1916.

(11. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Beeker.

(Nachdruck verboten.)

„Mit dem unscheinbaren, pumplichen Frauenzimmer? Du machst wohl Spaß? Ich hör' wohl nicht recht? Mein Sohn will mir solch eine Schwiegertochter bringen?“

„Aber, Mutter —!“ „Aber, Minchen!“ riefen beide Männer erstaunt. Vater Niesel nicht ganz ehrlich erstaunt, mehr geängstigt, Eugen aber nur erstaunt. Er verstand Mutters Aufregung gar nicht, trotz ihrer nicht zu verkennenden Deutlichkeit.

„Aber, aber — was habt ihr zu abern? Das ist wohl ein abgekartetes Spiel zwischen euch? Dazu hat dich wohl dein Vater berebet?“

Mit drohendem Blick stand sie vor Eugen. Der wußte wirklich nicht, wie ihm geschah.

„Ja, Vater hat mich freilich auf den Gedanken gebracht“, sagte er verwirrt, weil er nichts anderes zu sagen wußte.

„Ah, — das hast du mir antun können? Zu so etwas den Jungen bereben? Und der dumme Junge läßt sich auch schieben, wohin man will —“

„Bitte, Mutter, es stimmt ganz mit meinen Wünschen zusammen“, richtete Eugen sich unwillig auf. Gerade, wo er endlich einmal in seinem Leben in die Stimmung gekommen war, etwas aus eigenem Willen getan und sich für die Zukunft auch einen eigenen Willen gesichert zu haben, da beschuldigte ihn seine Mutter, eine Marionette zu sein, die jeder nach Belieben drehen und wenden könnte. Sie hatte sich doch sonst nicht um ihn gekümmert, nie seinen Willen und seine Widerstandskraft gestärkt und nicht an seiner Seite gestanden, wo er sie brauchte, damals, als es ihm ernster um seine Zukunft zu tun war wie diesmal. Jetzt war er durchaus nicht gewillt, ihre Auflehnung gegen seinen Entschluß anzuerkennen, — besonders, da er den Vater auf seiner Seite wußte.

Der trat auch gleich für ihn ein. „Aber, Minchen, wie kannst du so was sagen! Eugen tut das Mägstle, was er tun kann —“

„Das Dümmele, das Alldümmele! Läßt sich eine Frau aufschwätzen, an der er nie im Leben Spaß haben wird, aus der er sich nichts macht —“

„Aber, Mutter —!“

„Widersprich nicht! Oder liebst du etwa dieses Paulinchen mit dem Semmelgesicht und der Pumpefigur?“

„Paulinchen wird mir eine sehr gute Frau werden“, umging Eugen die gefährliche Frage, die er außerdem ganz nebenächlich fand, da Liebe und Frauen Dinge waren, an die er noch nicht viel Gedanken verschwendet hatte.

Aber seine Mutter war anderer Ansicht. „Gute Frau? Das ist so 'ne Redensart! Das kann kein Mensch wissen. Ich will wissen, ob du sie liebst?“

„Ich weiß nicht, was du damit meinst —?“

„Siehst du. — er weiß nicht mal, was ich mit Liebe meine!“

Frau Minchen rang entsetzt die Hände. „Und das ist mein Kind, mein Liebeskind!“ Erschreckt hielt sie inne und fuhr dann desto schneller und heftiger fort: „Warum nimmst du sie denn? Des Geldes wegen? Unser Sohn braucht nicht nach Geld zu gehen, unser Sohn kann ein armes Mädchen heiraten, eben so gut wie einstmal seine Mutter einen armen Mann heiratete. Aber den liebte sie! Das war ein Mann, mit dem sich eine Familie gründen ließ!“

„Hat auch nicht viel geholfen, Mineken“, fiel der Mann, der die Familie gegründet hatte, mit malitiösem Lächeln ein. Er mußte seiner Alten wirklich mal ein Licht aufsteden, sie benahm sich gar zu albern.

Aber nun war es mit Frau Minchens Geduld und Fassung zu Ende, nun fina sie an jämmerlich zu weinen.

„Ach, ich arme, betrogene Frau, ach, ich arme, betrogene Mutter! Mein einziger Wunsch, meine letzte Hoffnung auch noch vernichtet! Nicht mal schöne Großkinder werd' ich haben! Nimmst der Jung' solch eine häßliche, unscheinbare Frau, wo er doch weiß, daß er mir nichts Schlimm'res antun kann, als mir solch eine Schwiegertochter zu bringen! Und mein Mann, mein Fritz, hat ihn dazu angestiftet! Aber ich geb' nicht meine Einwilligung! Nie im Leben geb' ich sie!“

Ganz ratlos standen die beiden Männer da. Eugen wurde nun doch unruhig. Lieber Himmel, an dem Paulinchen lag ihm eigentlich gar nichts, er wollte nur einmal sein eigener Herr werden. Er fand Paulinchen auch nicht schön. Bis jetzt hatte er zwar darüber noch gar nicht nachgedacht, aber nun fiel es ihm peinlich auf. Mutter sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkt an als Vater, — aber nun war er doch mal verlobt.

Fritz Niesel fand zum ersten Male im Leben sein gutes, altes Minchen unausstehlich und überspannt. Das kam alles von der verdamnten Romanleserei. Verbrennen müßte man all die alten Schmöker, die einer sonst so vernünftigen Frau allmählich den Kopf verdrehten. Er kannte trotz der siebenundzwanzigjährigen Ehe noch immer nicht den tiefsten Grund von Frau Minchens Seele, er schob auf die Romanleserei was doch wieder und immer wieder nur ihre Schönheitsliebe, ihr heißer Durst nach Schönheit war. Und da sah sie ihre letzte Hoffnung sinken und empörte sich dagegen, sie endgültig aufzugeben.

„Eine schöne Schwiegertochter habe ich mir gewünscht!“ jammerte sie immerzu. „Nach der Mutter geraten die Kinder äußerlich, das hab' ich selbst erfahren, nach der Mutter, darum muß die schön sein. Und wenn er mir das ärmste Mädchen gebracht hätte und sie wär' schön gewesen, tausendmal lieber hätte ich sie gehabt als diesen dicken, kleinen Froisch! Nein, ich geb' meine Einwilligung nicht, — ich geb' sie nicht!“

Ihr Mann knirschte mit den Zähnen. Himmelkreuz, donnerwetter! Die Frau geriet schon wieder in die Kindheit! Es war gar nicht zu glauben, daß jemand so albern und kindisch sein konnte! Und der Junge

machte auch schon wieder so ein Gesicht, als wenn ihm die Petersilie verbagelt wär' und er nicht hin, nicht her wüßte, — der Schlappschwanz! — Na ja, das Getue und Gewinsel konnte einen ja mürb' machen. Ob er mal mit einem Donnerwetter dazwischen führe? Das hatte er seinem Minchen gegenüber noch nie getan, doch nun versuchte er es.

Aber da kam er schlecht an. Frau Minchen lehnte sich auf, sie widerlegte sich, sie wurde noch heftiger als er und schließlich mußte er klein beigeben und sein gutes, altes Minchen beruhigen und abbitten.

III.

Eugen stand dabei und seine Gedanken waren bitter. Da stritten sich Vater und Mutter um eine Sache, die eigentlich allein ihn anging. Keiner von beiden legte die Entscheidung über sein Leben in seine Hand, sondern über ihn fort wurde debattiert, was er tun sollte nach dem Willen des einen und nach dem Willen des anderen.

Wirklich, wie eine Marionette sollte er gebogen und geschoben werden, und dabei warfen sie ihm noch vor, daß er sich biegen und schieben ließ! — Aber sie hatten so recht, er war ja auch nicht mehr als eine Marionette, er besaß keinen eigenen Willen! Schon fing er wieder an zu schwanken und zu zweifeln, — es kam nur darauf an, wer von den beiden jetzt die Oberhand behielt, nach dem würde er sich wenden.

Die Bitterkeit und die Verachtung gegen seine eigene Schwäche und Interesslosigkeit quoll heiß in ihm auf. Er wollte fortgehen, rufen: „Macht eure Sache unter euch aus und laßt mich mit mir allein!“ Da hatten die Eltern sich endlich geeinigt.

Frau Minchen war dem guten Ratschen ihres Mannes und dem Argument, daß die Verlobung doch nun einmal schon perfekt sei, erlegen. Sie begann langsam die Vorteile einzusehen, die in dieser Partie lagen, und besonders wirkte es, daß ihr Fritz ihr leise zuraunte: „Sieh mal, Mineken, 'u Schönheit is er doch auch nich! Wer weiß, ob sich eine Schöne finden würd', die ihn nähm'. Und dann täl' sie's doch auch bloß um die Moneten, — verstehst'z mi? Und das Paulinchen liebt ihn wirklich!“

Das war nun freilich eine poetische Lizenz, aber daraus machte er sich kein Gewissen. Ein bißchen lügenziert die Red', — das hatte schon seine Mutter immer gesagt und befolgt, warum sollte er sich diese weise Lehre nicht zunutze machen?

Frau Minchen seufzte noch schwer, aber sie mußte doch die geistige Überlegenheit ihres Mannes anerkennen. Und dann der springende Punkt, — die Verlobung war nun Tatsache. Man konnte sie doch nicht gleich wieder lösen, nur mit der Entschuldigung, daß ihr die Schwiegertochter zu gäblich und unbedeutend sei. Also denn in Gottes Namen! Aber Freude hatte sie nicht daran, Freude hatte ihr Liebeskind ihr noch nie bereitet, weder mit seiner eigenen Person, noch mit der Person derjenigen, die fortan zu seinem Leben gehörte.

Also war nun Eugen verlobt und dabei ging, ganz wie Vater Riedel sich das ausgemalt hatte, alles sehr ordnungsmäßig und korrekt zu. Riedels fuhren zur Verlobungsfeier nach Büschleiten, dem Gronertischen Gut, und dann kamen Gronerts nach Molitten und Paulinchen wurde der Nachbarin präsentiert.

Bei beiden Gelegenheiten sah Frau Minchen aus, als wenn sie Essig getrunken hätte und Paulinchen verhielt sich still und bescheiden, war reichmachend und unfleischsam angezogen und drückte ihrem Eugen sehr viel die Hände, was dieser sich geduldig gefallen ließ, ohne irgendwelche Gegenleistung darzubringen.

Alles ordnungsmäßig und korrekt und bodenlos langweilig, und damit war, nach Frau Minchens Gefühl, schon der Stab über die ganze Angelegenheit gebrochen, so vielach ihr auch von Nachbarn und Freunden die außerordentlich gute und passende Partie, die ihr Eugen machte, angelobt und gepriesen wurde. Sie war und blieb höchst unzufrieden und trug ihrem Fritz

gegenüber eine gewisse beleidigte und gekränkte Miene zur Schau, die diesen aber, nachdem er sein Stück durchgesetzt hatte, nicht besonders betrückte.

Es mochten vielleicht drei Wochen vergangen sein, seit Frau Minchen von dem Verlobungsschicksalsschlag getroffen wurde, da fiel ihr beim Morgenkaffee, mit dem sie trotz der momentanen Spannung ihren Fritz gefreulich täglich erwartete, ein sehr elegantes, wappengeschmücktes Briefkuvert auf, eines, das ganz anders aussah, als die grauen und grünen Geschäftsbriefe, aus denen sich sonst Herrn Riedels Korrespondenz zusammensetzte.

Sie nahm es in die Hand. Poststempel Berlin und, — puh — parfümiert! — Na, das kannte sie, das war ihr in Erinnerung geblieben, trotzdem seit wohl achtzehn Jahren nichts mehr von dieser Sorte in ihr Haus gekommen. Wappengeschmückte, parfümierte Briefe aus Berlin waren immer nur von der Lumpenbagage, von der adeligen Schwägerin gekommen und immer mit dem gleichen Inhalt: „Greif in den Beutel und gib!“

Na, da würde ihr Fritz einen schönen Ärger haben! Aber vorenthalten konnte sie ihrem Fritz den Brief doch auch nicht!

Er sah ihn auch gleich als er kam. Donnerstags, von der Male!

„Na, Mineken, da sind die Blutegel wieder! Hab' mi doch schon immer jekundert, daß sie uns so lang' nich anjesaut haben! Aber sie irrt sich, die liebe Frau Wittmeister un Freifrau! Diesmal zieh'n de Schröpfköpfe nich! Wir haben jenug jetan, Mineken, wir sind taub, — verstehst'e mi?“

„Na, lies doch man erst, Fritzchen. Vielleicht hat sie auch eins der Kinder verheiratet und sie zeigt's dir an. Sie ist doch mal deine Schwester.“

„Stimmt, — is se, Mineken. Na, wir woll'n mal seh'n.“

Er las den Brief erst allein für sich. Was von seiner Verwandtschaft kam, hielt er immer gerne unter einer gewissen Reserve. Es gab da doch allerlei Kleinigkeiten, die sein Minchen nie erfahren hatte und von denen sie besser auch jetzt nicht unterrichtet wurde. Also las er für sich.

Frau Minchen beobachtete neugierig sein Gesicht, während sie ihm vier Stücke Zucker in die Tasse legte und ihm den Strizel mit frischer, goldgelber Butter strich.

„Na, Fritzchen, was ist denn? Erzähl' doch!“

„Da schlag' Gott den Deivel tot! Ree, Mineken, det is der Zipfel! Ree, übersehnappt is das Frauenzimmer! Ich kann mir ja nich durch das Jequassel durchfinden. Mineken, nimm ihm un lies ihm mir vor!“

Sie hatte schon die Brille auf der Nase, griff hastig nach dem hingehaltenen Brief und las: „Mein geliebter, teurer Bruder! Ein halbes Menschenalter hindurch haben wir nichts voneinander gehört. Aber Blut ist dicker als Wasser und Familienbände reißen nie, wenn sie auch lange im Schleiertuch der Vergessenheit ruhen —“

„Hör', Mineken, hör'! Schleiertuch der Vergessenheit! Übersehnappt is de Male!“

„S' nein, Fritzchen, das klingt ganz schön, das sagt man so als gebildeter Mensch!“

„Hör' auf, Mineken! In die Romane sagt man so. Ein vernünftiger Mensch spricht, wie'm der Schnabel jekachsen is.“

„Na, laß' mich doch lesen, Fritzchen. — Je älter man wird, je mehr man das trügerische Leben und die falschen egoistischen Menschen kennen lernt, desto lauter spricht die Stimme der Blutverwandtschaft —“

(Fortsetzung folgt.)



In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.

Shakespeare.

Aus der Kriegszeit.

Der Kaiser an der Somme. Aus dem Felde wird uns unter dem 11. August geschrieben: Heute war der Kaiser bei uns! Die große Schlacht an der Somme ist noch nicht vorüber; aber die Stoßkraft der englisch-französischen Angriffstruppen ist gebrochen, an der unerschütterlichen Wehr unserer Soldaten ist sie zerschellt; sie ist in sich verblutet, und auch die diktorischen Befehle der feindlichen Nachthaber vermögen ihr keinen neuen Mut einzuhauchen. Immer wieder fladert Geschützfeuer auf; Abschuß und Einschlag vermischen sich zu einer unheimlichen Sinfonie, die mit ihrem dunklen Gewoge den Frieden der Landschaft stört, in der unsere Soldaten den üppig gereiften Segen der Felder, die Früchte ihres säenden Fleißes einbringen. Was nützt aller Donner der Geschütze? Die Feinde haben den Triumph, das brennende Péronne zu sehen, das sie zwecklos in Trümmer geschossen haben; sie haben die Not, die geringen erlöschten Kilometer, in denen unser Geschützfeuer sie von drei Seiten faßt, nicht zu einem unheimlichen Satz werden zu lassen — und die Sieger, das ist selbst den Feinden kaum noch zweifelhaft, die Sieger bleiben wir! Einem Teil dieser Sieger galt der kaiserliche Gruß heute. Im Park eines Schlosses waren Abordnungen der Truppen aufgestellt, die an der Somme so wacker standgehalten haben. Erst spät rangen sich bleiche Sonnenstrahlen aus dem Nebeldunst des Morgens heraus, aber frohe Festesfreude glänzte auf allen Gesichtern. Voll Stolz grüßte der Kaiser seine Helden. Er dankte ihnen und wünschte ihnen weiteres Waffenglück. Die Glücklichen empfingen aus der Hand ihres Kaisers selbst das Eisene Kreuz. Nach der Parade fuhr der Kaiser, in dessen Begleitung sich auch Prinz Eitel-Friedrich und der Chef des Feldheeres von Falkenhahn befanden, zum Gefechtsstand einer Division, der ihm einen weiten Überblick über die Gegend der erbittertesten Kämpfe an der Somme ermöglichte. Die Truppen aber zogen heim, in ihr Ruhelager oder in den Schützengraben. Froh trugen sie die Kunde weiter: der Kaiser war heute bei uns! Und die Worte seines Dankes wurden allen Kameraden zum langnachhallenden Glücksgefühl. Durch die ganze Sommerfront lief es wie eine stille Bekräftigung des alten Treuegelübnisses. (Zens. Wn.)

Ein Heldenvort. Aus dem Felde wird uns geschrieben: In einer kleinen deutschen Soldatenkneipe traf ich einen Kameraden, der die großen Tage der Schlachten an der Somme mitgemacht hatte und nun für einige Zeit in Ruhestellung gekommen war. Er trank sein Maß Bier mit einer gewissen Heiterkeit. Offenbar kam es ihm sonderbar vor, daß ein Mensch einem solchen Lohwobohu entrinne und wieder in einer ruhigen Gegend einen Schluck Bier trinken kann. „Es war furchterlich“, sagte er zu mir, „beschreiben kann ich das garnicht. Und ich wundere mich, daß man daraus lebend hervorgehen kann.“ „In seiner schlächtigen Weise, in abgerissenen Worten, die scheinbar zusammenhanglos waren, erzählte der Kamerad, ein junger, kräftiger Dursche, Einzelheiten. Aber selbst die gewandteste Feder ist nicht imstande, den Lesern in der Heimat auch nur einigermaßen ein Bild davon wiederzugeben. Wie unsere Oberste Heeresleitung wiederholt mitgeteilt hat, sind die Gegner in großer Übermacht gegen uns herangerückt. Auch sie haben sich tapfer geschlagen, wer wollte das verkennen! Gleichwohl aber ist es ihnen nicht gelungen, nennenswerte Vorteile zu erringen, geschweige denn, durchzubrechen. Woran mag das liegen? — Der Kamerad hat mir Antwort darauf gegeben. „Durchkommen sie nicht“, sagte er ohne jede Übertreibung, „wir wissen, um was es geht. Und da kämpft jeder von uns bis zum letzten Blutstropfen!“ Ein schönes Heldenvort, das verdient, in der Heimat bekannt zu werden! Der deutsche Soldat weiß, um was es geht, er weiß, wofür er kämpft. Wir haben keine Soldlinge, weiße oder farbige, die wir ins Feld stellen, um für die „Kultur“ zu kämpfen, bei uns sind es deutsche Männer, vom heimatischen Boden erstanden, die für die Heimat ihr Leben in die Schanze schlagen. Und solche Männer kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Daß das keine leere Phrase ist, wissen wir aus Einzelschilderungen unserer Gegner, die verschiedentlich den deutschen Heldennut anerkannt haben. In der Heimat sollte dieses Wort aber nicht nur bekannt und gelesen werden, sondern man sollte es auch selbst beherzigen. Auch in der Heimat weiß man, um was es geht; aber man denkt nicht immer daran, daß auch dort mit-

gekämpft werden muß. Einige Einschränkungen müssen ertragen werden. Und das sollte doch nicht schwer fallen! Weg mit allen undeutschen Klagen! Weg mit Jammerbriefen, die leider noch immer ins Feld geschickt werden und hier nur Ärger erregen. Und findet der Feind bei einem Gefangenen einen solchen Jammerbrief, dann schlägt er Kapital daraus, verallgemeinert den Inhalt und sagt, wie kürzlich noch der Märchenerzähler Asquith: „Deutschland steht vor dem Zusammenbruch.“ Deutschland hungert!“ ... bis zum letzten Blutstropfen! Dieses Wort eines schlichten Soldaten sei das Symbol für alle. (Zens. Wn.)

Kapitän König und die Amerikaner. Als das erste Erstaunen der Amerikaner über die Ankunft des Handels-Unterseebootes „Deutschland“ in Baltimore sich ein wenig gelegt hatte, gewann sofort der sprichwörtlich gewordene amerikanische Geschäftsgeist wieder die Oberhand, und es kam zu den seltsamsten Angeboten, die dem über Nacht in den Vereinigten Staaten zur Berühmtheit gewordenen Kapitän König die verführerischsten Summen in Aussicht stellten. Wenn aus den Geschäften, die die Amerikaner mit Kapitän König machen wollten, nichts geworden ist, so liegt dies sicherlich nicht an dem Unternehmungsgeist der Yankees, die vergeblich alles versuchten, um aus der Berühmtheit des Unterseebootführers und der damit verbundenen Sensation Geld herauszuschlagen. So bot nach den Berichten englischer Blätter der Verlag einer der größten New Yorker Zeitungen dem Kapitän der „Deutschland“ nicht weniger als 50 000 Mark, wenn er einem Vertreter des Blattes die Teilnahme an der Nordreise gestatten wolle. Noch weiter ging ein Varieté-Impréario aus New York, der den Kapitän König flehentlich bat, die Zeit seines Aufenthaltes in Amerika zu Gastspielen auf den größten amerikanischen Varietéebühnen zu verwenden. Er verlange nur ein fünf Minuten langes Auftreten und eine ebenso kurze Rede, wofür er jedesmal 3000 Mark zahlen wolle. Da aber auch dieses Angebot, wie alle übrigen Veruche, keinen Erfolg hatte, gab man endlich diese Hoffnungen auf, so daß Kapitän König wenigstens die letzten Tage vor seiner Abreise in einigermaßen ungestörter Ruhe verbringen konnte.

Deutsche Kolonisten in Polen. Unsere Soldaten haben in ihren Feldpostbriefen in diesem Kriege schon oftmals erzählt, wie sie nach tagelangem Marschieren durch unordentliche und schmutzige Ortschaften zu ihrer Überraschung hin und wieder ganz plötzlich auf ein Dorf trafen, das ihnen wie eine völlig andere Welt erschien. Die Häuser waren ordentlich und sauber, niemand dachte daran, mit Hühnern und Schweinen in einem Raum zu leben, die Gärten waren gepflegt, und die üppigen Äder und Wiesen erzählten von deutschem Fleiß und deutscher Ordnung. Mit den Bewohnern ließ sich ein freundliches Wort reden, denn oft sprachen sie noch die gemüthliche bayerische oder schwäbische Mundart, die der Großvater oder Urgroßvater sprach, als er hier einwanderte. Diese Dörfer und Flecken waren unseren Kämpfern Oasen in der rings sie umgebenden Vernachlässigung, die den Eindruck einer Wüstenei in ihnen hervorrief. So erging es schon den Deutschen, die 1812 mit Napoleons Heer nach Rußland zogen. Ein württembergischer Offizier, der als einer der wenigen aus diesem mörderischen Feldzug wieder zurückkehrte, erzählt davon. Nachdem sie tagelang nur den furchtbaren Schmutz und wimmeldes Ungeziefer gesehen hatten, so daß sie es, ganz wie heute unsere Soldaten, vorzogen, lieber im Freien zu bivakieren, als in dem Dunstkreis dieser zwei- und vierfüßigen Schweine die Nacht zu verbringen, waren sie auf das angenehme überrascht, plötzlich sorgfältig bestellte Äder abwechselnd mit saftigen Wiesen zu sehen. Alle Mundarten des weiten deutschen Landes klangen ihnen entgegen, und unser württembergischer Offizier begrüßte, als ein Stüd Heimat in hartem Feindesland, besonders freudig seine schwäbischen Landsleute. Die alte Treuherzigkeit und Biederkeit fand er nun bei diesen, dem Vaterlande doch schon so lange entfremdeten Leuten. Inmitten einer Bevölkerung, die den unbehaglichen Eindringling nicht mit freundlichen Blicken ansah, zeichneten sich diese Kolonistendörfer durch ihre „hübschen, nach deutscher Bauart eingerichteten Wohnungen, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit und dem damit verbundenen Wohlstand aus.“ So lebten diese deutschen Kolonisten im fremden, ja feindlichen Lande fest zusammenhaltend, größtentheils in einem behaglichen Wohlstand ein harmloses, glückliches Leben. Frei waren sie auf der Scholle, die sie durch ihren Fleiß so ertragreich gemacht hatten, während „der polnische Bauer noch häufig als Leibeigener unter der Willkür seines Herrn seufzte.“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

* „Geld oder Leben?“ Ein Buch für Deutsche von Heinrich Rohoff. (Verlag J. Engelhorn, Stuttgart 1916.) Als die große Frage unseres ideellen Kriegszieles formuliert Rohoff „Geld oder Leben?“ Nach einem kurzen Überblick über die Naturgeschichte des Geldes und sein Verhältnis zur Arbeit wird seine kleine Schrift ein Lied auf die gesunde Arbeit des Volkes, von der allein die Heilung der Wunden zu erwarten ist, die der Krieg geschlagen hat. Deutsches Volk auf deutschem Boden heißt Rohoffs Hoffnung, die er mit überzeugender Hingabe predigt und deren Erfüllung ihm die Gewähr zum Aufstieg und zur rechten Rüstung vor neuen, kommenden Kämpfen bietet.

Dr. A. M.

* „Kriegstage in Südwest.“ Von Eißig Willig. (G. Stalling, Oldenburg.) Dieses warmherzige Buch einer Frau gehört zu den wenigen Bänden von Kriegsliteratur, die, unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebnisses geschrieben, bleibenden Wert haben. In kurzen, vorzüglich gezeichneten Bildern fliegen die Tage der Spannung während des Eindringens der Engländer an uns vorbei, wir sehen das Abschiednehmen, hören das Rollen der Wagen und fühlen den Schmerz mit, als über Windhuf die Fahne der Union weht. Möge dies Buch, das sich ohne Umwege an die Herzen der Leser wendet, offene Herzen finden.

Dr. A. M.

Romane, Novellen.

* „Das gebrauchte Herz.“ Roman von Viktor Selling. (Dresden u. Leipzig, Verlag von Heinrich Witten.) Ein treues Mutterherz ist zum Schöpfer zurückgekehrt und gelangt aufs neue zur Erde, um nacheinander in der Brust dreier hartherziger Menschen seinen Platz zu finden. Die Umwandlungen, die sich nun im Innern des Buchhändlers Euler, des stets mürrischen Generals und des biergeliebten Müllners vollziehen, bilden den Inhalt des zum Teil recht gemüht- und humorvollen Romans, den uns Selling bietet. Ein etwas geschmackvoller Titel und Einband würden das in der Grundidee interessante Buch noch mehr empfehlen.

H. G.

* „Kürschners Bücherschatz.“ Roman- und Novellen-Sammlung. Jede Woche erscheint ein Band. (Hermann Giller, Verlag, Berlin-Leipzig.) Kürschners Bücherschatz, der für so billiges Geld gute, geschmackvolle Lektüre bietet, hat ein großes Verdienst: er hat die elenden Hintertreppen-Romane, jene entsetzlichen gelben, blauen und roten Hefen, verjagt, die durch aufregende, blutrünstige Titel die Phantasie der Klüden- und anderer Feen reizte, Sundernde von Seiten lange Wackertücher zu lesen, die meistens ohne Sinn und Verstand waren. Heute kann jeder sich für 20 Pf. ein Werkchen von unseren besten Erzählern und Erzählerinnen erstehen, das überall Freude machen wird, und namentlich für unsere Heldengauen nicht warm genug empfohlen werden kann. Unter den neuesten Nummern finden wir Romane von E. Gräfin von Boudissin: „Im Doktorhause“, Luise Westkirch: „Schmetterlinge auf See“, Paul Burg: „Straße frei“, Schmidt: „Um seines Kindes willen“, Lotte Guballe: „Das Flügelmäddchen“, Ida v. Gersdorf: „Lebensfesseln“ u. a., die wir als einfache Unterhaltungs-Lektüre gelten lassen können.

C. S.

* „Der süße Nausch.“ Novellen von Marie Madeleine. (Verlag von B. Glöcher Nachf., Leipzig.) Der Titel klingt verheißend und verlockend, er erweckt den Glauben, als hätte Marie-Madeleine hier die Fortsetzung ihrer Bücher „Küsse“ und „Der Menschen heiligste Güter“ entstehen lassen. Es mag auch die Absicht der Verfasserin gewesen sein, aber so ganz ist sie ihr nicht gelungen. Die eben genannten Bücher konnten nur von Marie-Madeleine geschrieben sein. Diese grazios behandelte Sprache, diese prickelnden Erzählungen, die alle an Champagner gemahnten, — nur sie kann so schildern, so verwegen, so viel sagen, ohne trivial zu werden, so viel verschweigen und doch niederschreiben. „Der süße Nausch“ aber kann auch sonst jemand geschrieben haben. Die Skizzen sind gut erfasst, aber den individuellen Stempel der Dichterin tragen sie nicht unbedingt. Ihnen fehlt etwas, ihnen fehlt eben — der süße Nausch.

B. v. N.

* Der im Verlag des Vereins der Bücherfreunde erschienene Detektiv-Roman „Das große Rätsel“ von Walter Brügge unterscheidet sich in 2 Punkten von anderen Erzeugnissen der Kriminal-Literatur. Erstens in dem verhältnismäßig hohen Preis und zweitens darin, daß weder die Privatdetektive noch die Polizei, sondern lediglich eine Linienmenge von Zufällen das Verbrechen aufdecken. Ob das Absicht oder auch nur Zufall ist, möchte ich nicht weiter untersuchen. Das ist übrigens auch gleichgültig, denn der flott und spannend geschriebene Roman soll doch nur dem Leser einige Stunden kurzweil verschaffen; und das tut er.

M. Ch.

Wissenschaftliches.

= „Praktische Übungen zur Gewinnung der Gesangsmeisterschaft.“ Auf der Grundlage des

„Einregisters“ wissenschaftlich erklärt von Dr. W. Reinecke, Gesangsmeister in Leipzig. Für Redner, Gesangslehrer, Schauspieler und Sänger. (Verlag von F. C. Neudart, Leipzig.) Dies Schriftchen bringt so viel Beachtenswertes, übrigens teilweise auch von andern modernen „Gesangsmeistern“ längst als durchaus vorteilhaft erkannt, daß es von denen, die es angeht, ernsthaft studiert werden sollte — auch wenn man nicht alles Punkt für Punkt unterschreiben mag. Es gehört aber schon ein gewisses Maß von Einsicht und Stimmentenntnis dazu, um die vorgeschriebenen Übungen selbstständig — ohne Lehrer — zu erproben und durchzuführen. Also: Vorsicht!

O. D.

Reisehandbücher.

* „Das Sächsische Erzgebirge“ in seinen landschaftlichen Schönheiten weiten Kreisen bekannt zu machen, erstrebt die neue Veröffentlichung des Erzgebirgsvereins, die auf 28 Bildseiten die malerisch interessantesten Orte und Gegenden des Erzgebirges vorführt und auf vier Textseiten eine knappe Übersicht über Land und Leute im Erzgebirge und dessen beachtenswerteste Schönheiten bietet. Versandt wird die kleine Schrift kostenlos vom Erzgebirgsverein, Sitz Schneeberg, Sa., vom Sächsischen Verkehrs-Verband, Leipzig, Johannisplatz 1, 1. Hervorgehoben sei noch, daß im Erzgebirge auch in diesem Jahre die Schülerherbergen geöffnet sind. Ausweisarten sind erhältlich vom Sächsischen Verkehrs-Verband, Sitz Leipzig, Johannisplatz 1, 1.

Zeitschriftenchau.

* „Die bildende Kunst der Gegenwart“ von Wilh. Hausenstein. (15. Band des „Weltbildes der Gegenwart“, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das von Karl Komprecht und Hans F. Helmolt herausgegebene große Sammelwerk „Das Weltbild der Gegenwart“, welches uns schon eine ganze Reihe sehr wertvoller Überblicke über verschiedene Gebiete der modernen Kultur gegeben hat, versucht in dem vorliegenden 15. Bande die gegenwärtigen Kunstströmungen zu zeigen. Es ist eine außerordentlich schwere Aufgabe ein abschließendes Urteil über eine Kunstströmung zu fällen, die man selber mit erlebt und der gegenüber man noch nicht den klärenden Abstand der Zeit besitzt. Hausenstein hat die Aufgabe im allgemeinen sehr gut gelöst, obgleich es ihm nicht immer gelungen ist, in der Besprechung einiger modernen Künstler objektiv zu bleiben, so daß manche ziemlich unbedeutende Künstler überschätzt worden sind, während wir andererseits verschiedene nur flüchtig angedeutete Namen gern ausführlicher gewürdigt sehen möchten. Aber der Verfasser ist sich dieser Mängel auch selber bewußt, die schließlich gegenüber dem warmen Ton und seiner leidenschaftlichen Liebe zur Kunst, die das Buch durchdringt, verschwinden. Die vorzügliche Reproduktion von 32 modernen Kunstwerken und die vornehme Ausstattung erhöhen den Wert des Buches. O. I.

* Die neuesten Hefte der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ (Verlagsanstalt Ringier u. Co., Zofingen) sind wieder außerordentlich reichhaltig und interessant. Für ihre unparteiische Haltung liefert der „Berliner Total-Anzeiger“ in seiner Nummer vom 11. Juni einen sichtbaren Beweis, indem er ein und dasselbe Bild doppelt wiedergibt, das einmal der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ entnommen wurde, wo es als Aufnahme vom italienischen Kriegsschauplatz bezeichnet war, während die zweite Wiedergabe der „Daily Graphic“ entstammt, die es zu einer Aufnahme vom westlichen Kriegsschauplatz stempelt, und es zu einem Angriff auf die deutsche Kriegführung benutzt.

* Das Heft 3 des „Wieland“ (2. Jahrgang) (Wieland-Verlag, Berlin, W. 9, Lennestr. 4) ist wieder sehr reichhaltig. Der künstlerische Teil bringt u. a. ein Titelblatt von G. W. Möhner, vier Schwarzweiß-Bezeichnungen von Klaus Richter, eine ganzseitige farbige Zeichnung und zwei kleinere Schwarzweiß-Bezeichnungen von S. Baluschek zu der Skizze von Hans Ostwald: „Die Baubentolonie im Kriege“, ein farbiges Doppelblatt: „Aus Serajewo“ und ein Skizzenblatt von E. Orlik zu dem Artikel von Otto Amadeus: „Bozische Frauen“. Literarisch bringt es noch: „Die Stadt verflucht“ mit Illustration von Mathen, Übertragung aus dem Lateinischen von Hohenemser: „Aus dem Catull“, von Auer-Waldhorn: „Die Reitermär“, die Skizze von Paul Varchan: „Die letzten Narren von Grobno“, die Novelle von Waldemar Bonsels: „Dank“ und von Wilh. von Bodo den Artikel: „Die Großmannsucht in der neueren deutschen Kunst“.

* Über die Geheimnisse der kommenden Mode plaudert ein reich illustrierter Aufsatz in der neuen Nummer der bekannten Berliner Gesellschafts- und Mode-Zeitschrift „Elegante Welt“. (Verlag Edmund Ciesler, Berlin.) Eine Anzahl führender Berliner Modenhäuser sprechen darin ihre Ansicht über die Gestaltung der kommenden Mode aus. H. A. sei noch ein neues Batist-Verfahren erwähnt, eine Zusammenstellung der neuesten und besten Modellschritte, und endlich ein illustrierter Aufsatz über „Mode und Erziehung“.